

DEUTSCHE BAUZEITUNG

Herausgeber: Regierungsbaumeister Dr.-Ing. E. h. Fritz Eiselen
Regierungsbaurat Rudolf Stegemann

Berlin SW48
25. Okt. 1933

Organ des Deutschen Ausschusses für wirtschaftliches Bauen

Heft 43

DER PROTESTANTISMUS ALS BAUHERR

Professor W. Wendland, Berlin / 23 Abbildungen

Es ist ein allgemein öffentlicher Irrtum, wenn behauptet wird, der Protestantismus sei eine kunst- und baukunstfeindliche Weltanschauung, zum mindesten kann man es nicht von dem Luthertum behaupten, allenfalls kann die Behauptung für den Calvinismus geltend gemacht werden. Und doch haben ja gerade kalvinistische Länder, wie Holland, England, auch die Schweiz, einige hochinteressante Kirchenbauten geschaffen, so daß kaum eine derartige Behauptung stichhaltig bewiesen werden kann. Freilich, Prunkbauten, wie sie der Jesuitismus bewußt in seinem Barock hervorbrachte, finden wir auf protestantischer Seite kaum. Auch finden wir nicht ein Schema für den Kirchenraum, wie ihn das Mittelalter schuf in seiner Langhauskirche, sondern uns tritt in der Gestaltung des Grundrisses des protestantischen Kirchenbaues eine ungeheure Mannigfaltigkeit entgegen, die uns den Wechsel eines Gemeinschaftsprinzips vor Augen führt.

Wohl kaum jemals ist der Wechsel einer Weltanschauung, wie er vom Katholizismus zum Protestantismus stattfand, baulich so interessant uns vor Augen getreten, wie gerade auf dem Gebiete des Kirchenbaues. Hatte die katholische Kirche des Mittelalters als Grundlage und bauliche Idee die Idee der Messe, so tritt uns in dem protestantischen Kirchenbau das Prinzip der Verkündigung des Wortes Gottes entgegen. Die Grundprinzipien des evangelischen Gottesdienstes liegen in der neuen, dem Mittelalter fremden Idee der Gemeinde. Und aus dieser Gemeinde, ohne die für den protestantischen Gottesdienst gar kein Gottesdienst möglich ist, entwickelt sich eine neue Bauidee. Diese Bauidee ist in erster Linie darin kenntlich, daß sie ein neues Moment in den Kirchenbau hineinbringt: das ist die Wechselbeziehung zwischen der Kanzel und dem Gestühl. Beides sind urprotestantische Momente des Gotteshauses und treten erst von der Reformationszeit an baulich in Erscheinung. Das Mittelalter schuf die Predigtkirchen der „Predigerorden“. Aber auch hier gab es kein festes Gestühl, sie hatten hölzerne verschiebbare Kanzeln.

Da nun andererseits der Protestantismus durch seinen völlig veränderten Gottesdienst und seine streng an die Gemeinde gebundene gottesdienstliche Form in den überaus reichen Kirchen des Mittelalters mehr als genug Platz für seinen Gemeindegottesdienst vorfand, so ist es leicht erklärlich, daß in den ersten Jahren der Reformation sich nur geringe bauliche Notwendigkeiten ergaben. Man schuf nur die bestehenden Gotteshäuser um und hatte meist hier schon übermäßig großen Platz. Es ist nun sehr interessant zu beobachten, wie der protestantische Gottesdienst sich mit den gegebenen Verhältnissen abfand.

Meist wurde der früher in der katholischen Kirche bis aufs äußerste prachtvoll und herrlich ausgestattete Chor

völlig vernachlässigt. Die Gemeinde sammelte sich, symbolhaft dargestellt, im Gestühl um eine im Kirchenraum befindliche Kanzel, die nun infolge der durchaus gleichwertigen Bedeutung von Predigt und Liturgie durch künstlerische Umgestaltung architektonischen Akzent erhielt. In den mittelalterlichen Kirchen Norddeutschlands und des gesamten lutherischen Gebietes finden wir infolgedessen aus dieser Zeit unerhört schöne Werke der Renaissancekunst wie des Barock, Kanzeln von größter künstlerischer Wirkung. Es ist, als ob die alte, früher dem Altar zugewandte Bildhauerkunst sich der Kanzel zuwendet und sie nun mit gleicher Liebe und Ehrfurcht ausgestaltet. Die größten deutschen Künstler aus jener Zeit haben Kanzeln geschaffen. Wir brauchen nur an Schlüters prächtige Kanzel in der Marienkirche in Berlin zu erinnern.

Durch das Hervortreten der Kanzel im protestantischen Kirchenraum, die durch die Einführung von Luthers deutscher Messe bedingt ist, wird auch mit einem Mal die Spannung klar, die von nun an im lutherischen Kirchenraum lebt, die Spannung zwischen Kanzel und Altar, zu denen dann mit dem Aufblühen der protestantischen Kirchenmusik unter den Vorläufern Bachs auch die Orgel hinzutritt. Wir haben also im protestantischen Gottesdienst nicht mehr die eine Richtung auf den Altar und das in ihm aufbewahrte Allerheiligste, sondern den lebendigen Wechsel zwischen Altar, Kanzel und Orgel als den drei Stätten kultischer Handlung. Diese Spannung ist vielfach als ein Mangel oder ein Fehler des Protestantismus hingestellt worden. Heute sehen wir diese Spannung nicht mehr als Fehler oder Mangel, sondern wir sehen in ihr einen ungeheuren Reichtum. Der Kirchenbau des Protestantismus hat in dieser Spannung vier Jahrhunderte gelebt und hat aus ihr heraus soviel schöne und echt protestantische Gotteshäuser gebaut, daß wir jetzt in den Tagen des großen Gedenkens an den Reformator diesen Reichtum erst wieder entdecken und zu würdigen lernen. In den letzten Jahrzehnten ist gerade die Frage des protestantischen Kirchenbaues immer wieder auf Kongressen und in Zeitungen und Zeitschriften erörtert und diskutiert worden. Immer wieder traten Männer hervor, die eine Vereinfachung des protestantischen Kirchenbaues erstrebten, die einen Typus, ein Schema der protestantischen Kirche schaffen wollten, und die letztlich immer wieder gescheitert sind. Das liegt einfach daran, daß die protestantische Gemeinde niemals etwas Objektives darstellt, wie die katholische Messe, sondern immer wieder einen lebendigen Organismus, eine Gemeinschaft, die nach den vorliegenden Verhältnissen zu einem oder verschiedenen und doch sich immer wieder berührenden baulichen Ausdruck kommt.

Interessant ist es, die grundlegenden Gedanken Luthers zu der Frage des Kirchenraumes und Kirchen-

baues zu kennen. Luther selbst hat ja niemals wie die Bilderstürmer oder die Calvinisten die Verbannung der Kunst aus der Kirche gepredigt. Im Gegenteil, er ist in der Schrift wider die Bilderstürmer scharf für die Kunst in der Kirche eingetreten und hat sich stets mit der Macht seiner ganzen Persönlichkeit dafür eingesetzt, daß der Künstler in der Kirche seinen Platz hat. So hat er auch den Kirchenraum als bloßes Versammlungslokal abgelehnt und deutlich dem Willen Ausdruck gegeben, daß man Gotteshäuser braucht, die mehr seien als solche.

Heute stehen wir im Protestantismus an einem ganz gewaltigen Umbruch. Nicht, daß wir eine Reformation erlebten, die den protestantischen Glauben auf eine neue Basis setzt, sondern die Neuorganisation der Kirche als solcher, die Gründung der Reichskirche, zeigt uns diesen Umbruch an. Daß er selbstverständlich eine geistige Umwälzung mit sich bringen muß, wird allen Eingeweihten klar sein. Und alle, die zu ihrer Kirche stehen, werden diesen Umbruch begrüßen, weil sie wissen, daß letzten Endes ein neues Leben auch hier erwachsen wird, und daß auch die Kirche einer Erneuerung bedarf.

Wenn wir uns daher im Hinblick auf diese Gedanken einmal den protestantischen Kirchenbau unserer Zeit ansehen, so werden wir hier die gleiche Fülle der Grundrißlösungen zunächst finden, die, bedingt durch die Vielgestaltigkeit der protestantischen Gemeinde, uns heute stark in ihren Bann zieht. Nicht die formalen Prinzipien von Eisenbau oder Klinkerbau, von Betonbau oder Holzbau sind es, die heute interessieren, sondern es sind die Probleme, die aus der Gemeinde und aus der Verkündigung des Evangeliums selber erwachsen. Wir haben in den vergangenen Jahren in den Diskussionen um Stahl, Beton und Glas viele Worte verloren um Dinge, die eigentlich zweitrangig sind. Wir haben um Expressionismus und Impressionismus und um alle möglichen formalen Prinzipien gerungen und haben letztlich immer wieder vergessen, die Beziehung wieder aufzustellen, deren ein Kirchenraum bedarf. Daher müssen wir heute gerade bei der Frage des evangelischen Kirchenbaues wieder auf die Grundprinzipien zurückfinden, von denen aus man allein zu einer Gestaltung des protestantischen Kirchenbaues kommt. Da dürfen wir doch Eines festlegen, daß wir heute klar erkennen, daß die protestantische Gemeinde, oder besser, die im Gottesdienst vor Gott versammelte Gemeinde, die den Gottesdienst bedingt, als lebendiges Wesen niemals schematisch genommen werden darf, sondern daß sie als Bauherr aus einer jahrhundertelangen Entwicklung heraus hier doch zu einem anderen Grundriß kommen wird.

In der letzten Zeit ist diese Frage auch vom theologischen Standpunkt aus erörtert worden. Der Pfarrer Alfred Wiesenhütter¹⁾ aus Schlesien, einem Lande ehemals blühenden protestantischen Kirchenbaues und protestantischer Kirchenkunst, hat in einem sehr tiefen und interessant geschriebenen Buche „Das Wort Gottes und die bildende Kunst“ die ganze Frage vom theologischen Problem aus aufgerollt. Wir wünschten, daß dieses Buch, das wir bis auf seine Stellung zum Expressionismus voll und ganz bejahen, in die Hand jedes kirchenbauenden Architekten käme wie in die Hand jedes Geistlichen, der durch die Notwendigkeit dazu gebracht wird, Kirchen zu bauen. Nicht nur die Klarheit seiner Ideen zum Kirchenbau, sondern auch die historische Darlegung, die er gibt, ist durchaus begründet und bringt auch Klarheit in manche noch heute vorhandene Mißverständnisse.

Stark von der Seite des Bekenntnisses her arbeitet auch Herbert Werner²⁾ mit seinem Buch „Das Problem des protestantischen Kirchenbaues und seine Lösungen in Thüringen“. Man ist erstaunt, welche Fülle reichhaltigster künstlerischer Gestaltung sich auch in Thüringen in protestantischen Kirchen befindet und wie klar dort auch der Gegensatz herauszufinden ist, den die protestantische Gemeinde-Kirche gegenüber der katholischen Altar-Kirche darstellt.

Hatte Wiesenhütter in einem früheren Buch über den schlesischen Kirchenbau des Protestantismus schon eine Fülle interessanter Lösungen gezeigt, so ergänzt dieses Buch diese Sammlung aufs prächtigste, und wir können stolz sein über das reiche Erbe, das in den 400 Jahren evangelischen Kirchenbaues geschaffen wurde, das wir heute zu verwalten haben. Das Buch von Werner ist gleichfalls eine gute Bereicherung unserer Literatur und stellt aufs neue die Frage des Kirchenbaues von der Gemeinde her zur Diskussion. Sehr interessant ist die Gegenüberstellung von der katholischen Messe und der deutschen Messe Luthers, die jedem Architekten ein ausgezeichnetes Material in die Hand gibt.

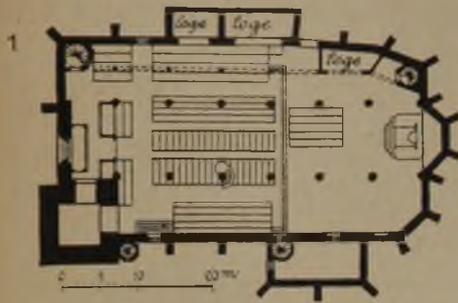
War das Buch Werners wesentlich geschichtlich ausgerichtet, so ist das neu erschienene grundlegende Werk von Dr. Walter Distel³⁾ „Protestantischer Kirchenbau seit 1900 in Deutschland“ ganz auf die Moderne eingestellt. Distel bringt ungefähr alle wesentlichen Schöpfungen auf dem Gebiet des protestantischen Kirchenbaues in einer übersichtlichen und klaren Zusammenstellung. Das Buch ist mit vielen Grundrissen, Zeichnungen und guten Abbildungen geschmückt, und auch hier wieder erkennt man in diesem Buch, welche Vielgestaltigkeit des Ausdrucks der protestantische Gottesdienst zuläßt, wie auch heute noch die Grundrißlösung der protestantischen Gemeindekirche von der alten Kirche hinübergeht bis zur Zentralkirche und noch eine Fülle der Gestaltung zwischen diesen beiden Exponenten im Kirchenbau fußt. Gerade in letzter Zeit sind einige hochinteressante Bauwerke auf protestantischem Gebiet entstanden, bei denen es immer wieder um die richtige Sammlung der Gemeinde, um den Ort der kultischen Handlung geht. In neuerer Zeit wird durch das weitere Hervortreten des Gemeindehauses und die Eingliederung des Pfarrhauses immer wieder der Gruppenbau in Anwendung gebracht. Und gerade bei dem modernen Gruppenbau liegt auch hier wieder der Reiz in der Fülle der Lösungen. Nach der aufgeregten Zeit der letzten Jahre kommen wir heute wieder zu klaren, einfachen Gestaltungen, die letztlich wieder ganz protestantisch sind, weil die Bauidee, entwickelt aus dem Evangelium, immer wieder zu einer ganz großen Klarheit führt.

Wichtig erscheint aber noch eines: daß allmählich sich wiederum der Gedanke durchzusetzen vermag, daß die Kirche heute nicht nur Zweckbau ist, sondern vor allen Dingen auch ein Symbol darstellt. Wir sind in der Zeit des vergangenen Rationalismus und Materialismus ja allmählich so verarmt, daß wir den Begriff des Symbols erst jetzt wieder haben lernen müssen, da uns die große politische Idee des Nationalsozialismus ein Symbol lebendig werden ließ. Früher lebte die Idee des symbolischen Bauens ganz ungeheuer stark. Man

¹⁾ Herbert Werner „Das Problem des protest. Kirchenbaues und seine Lösungen in Thüringen“. Gotha 1933, Verlag Leopold Klotz. 8°. 99 S. mit 52 Abb. und 30 Grundrißzeichnungen. Pr. brosch. 7 RM.

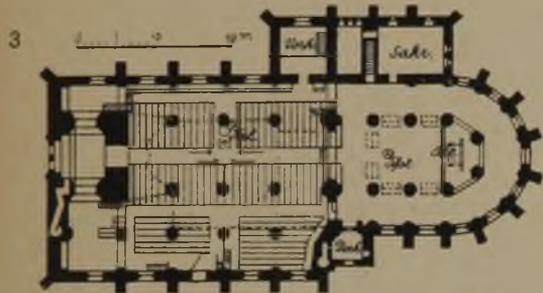
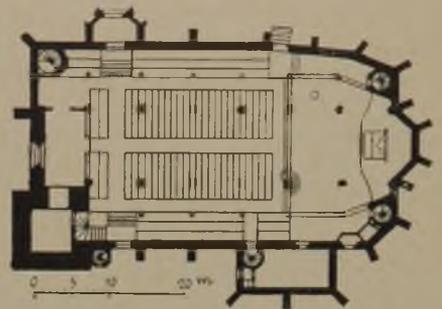
²⁾ Dr. Walter Distel „Protestantischer Kirchenbau seit 1900 in Deutschland“. 4°, 128 S. mit 203 Grundrissen u. 36 Bildtafeln. Zürich-Leipzig 1933, Verlag Orell Fuessli. Pr. geb. 12,—, geh. 10,40 RM.

³⁾ Alfred Wiesenhütter „Wort Gottes und bildende Kunst“, ein Beitrag zur praktischen Theologie, Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden-Leipzig 1931. 8°, 164 S. mit 8 Bildtafeln.



1 St. Marienkirche in Pirna
Spätmittelalterlicher Bau, im Jahre 1570
Emporen eingebaut. Ältestes Beispiel im
Sinne der protestantischen Kirche

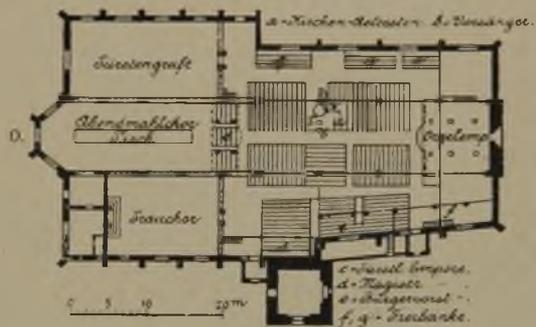
2 Nach dem Umbau 1890/91



3 St. Marienkirche in Beeskow

Backsteinbau aus dem 14. Jahrhundert. Abendmahl- und
Predigtraum getrennt

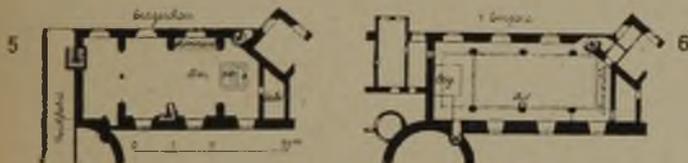
1:1000



4 Große Kirche in Emden

Seit 1520 protestantisch. Ebenfalls Abendmahl- und
Predigtraum getrennt

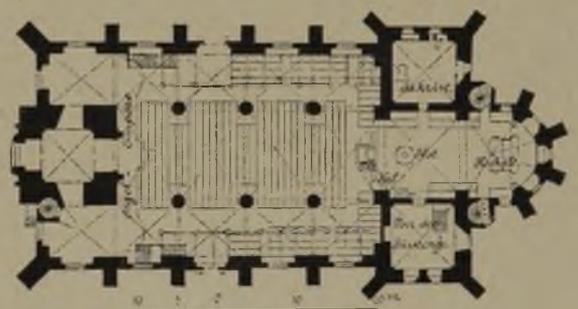
1—4 Einrichtung mittelalterlicher Kirchen für den protestantischen Gottesdienst



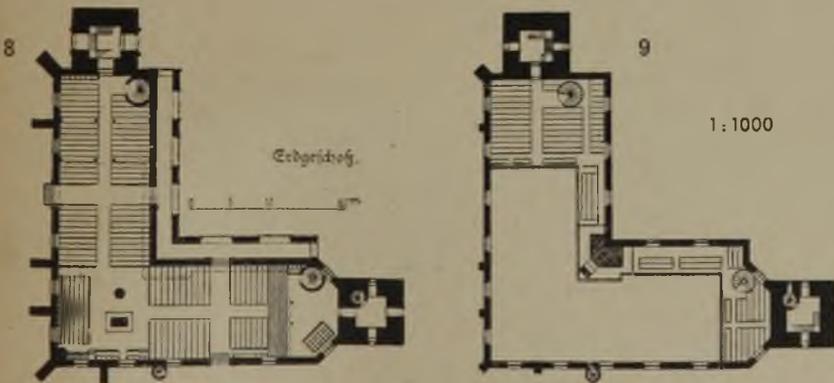
5 u. 6 Schloßkapelle in Torgau. Eingeweiht 1544

Grundriß bedingt durch Lage zwischen altem und neuem Schloßflügel
und Lage des Fürstenstuhls an letzterem. Daher die umgekehrte
Orientierung des Altars

Zu 7 Eindruck fast katholisch durch die Rücksichtnahme auf die
höfischen Verhältnisse



7 Marienkirche in Wolfenbüttel. 1608—1623

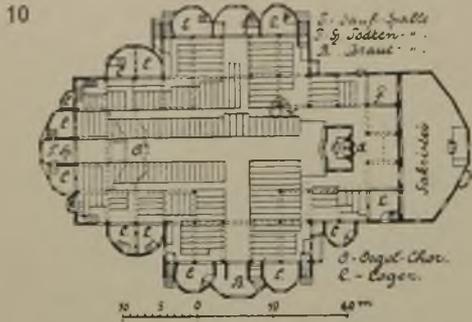


1:1000

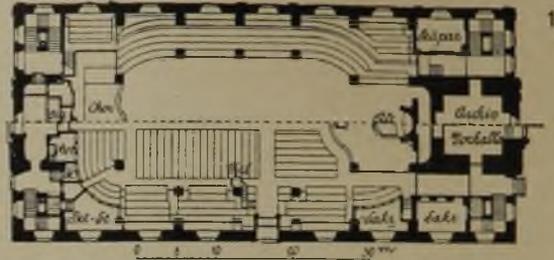
8 u. 9 Kirche in Freudenstadt. 1601—1608
Winkelform, wohl bedingt durch die ebenso gestal-
teten anderen Bauten am Marktplatz. Dadurch
Konzentrierung der Gemeinde dicht um die Kanzel,
Trennung der Geschlechter

5—9 Beispiele für die Grundrißgestaltung protest. Kirchen im 16. und 17. Jahrhundert

1—9 aus „Der Kirchenbau des Protestantismus“ von K. E. O. Fritsch, Kommissionsverlag der Deutschen Bauzeitung, 1893

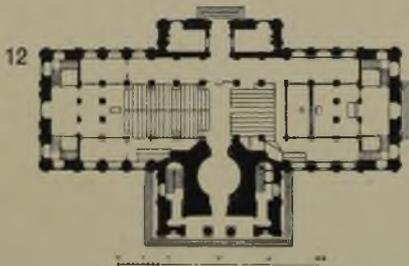


10 Friedenskirche in Schwelbitz 1657/58
Kernbau ein als Basilika gestaltetes Kreuz mit 2 Emporen, die nachträglich eingebaut

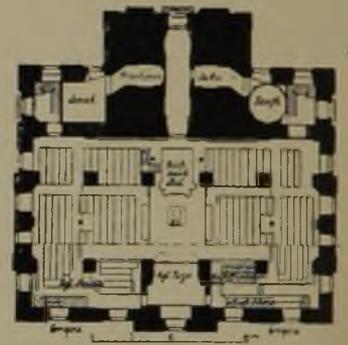


11 Dreikönigskirche in Dresden-Neustadt 1732–39
Einheitlicher Saal mit zweigeschossiger Empore an 3 Seiten

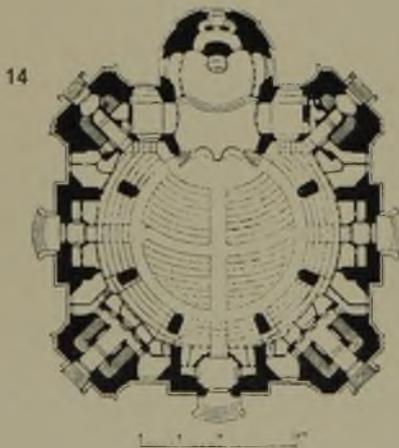
10–15
Maßstab 1 : 1000



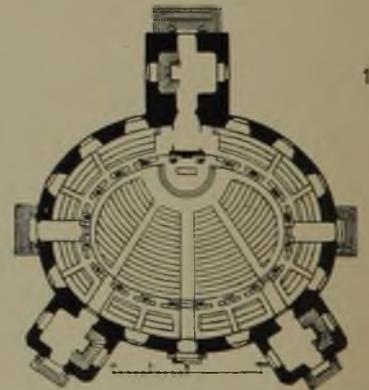
12 Alter Dom in Berlin 1747–50, nach dem Umbau durch Schinkel 1816/17



13 Garnisonkirche in Potsdam 1731–35
Querhausanlage mit zweigeschossigen Emporen

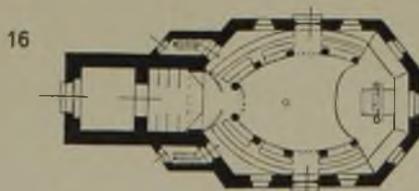


14 Frauenkirche in Dresden. 1726–1738
Erbaut durch George Bähr. Zentralbau

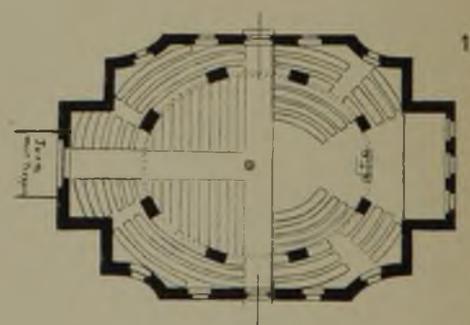


15 Paulskirche in Frankfurt a. M.
1787 begonnen, erst 1883 fertiggestellt

10–15 aus K. E. O. Fritsch „Der Kirchenbau des Protestantismus“, Kommiss.-Verlag „Deutsche Bauzeitung“



16 Kirche in Eckstedt i. Thür. 1744
Zentralbau mit abgeschrägten Ecken und elliptischen Emporen



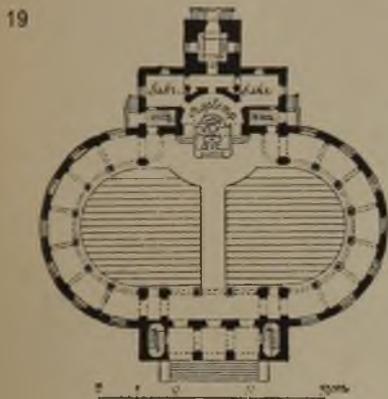
17 Kirche in Waltershausen i. Thür. 1717–1723
Konsequent durchgeführter Zentralbau, aber mit Anbauten im Osten und Westen

16 u. 17 Nach Herbert Werner „Das Problem des protestantischen Kirchenbaues und seine Lösungen in Thüringen“, 1933, Verlag Leopold Klotz, Gotha

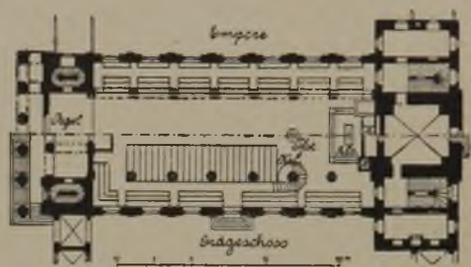
10–17 Beispiele für die Grundrißgestaltung protest. Kirchen im 17. u. 18. Jahrhundert



18 Kirche am Spittelmarkt in Berlin
Entwurf Schinkels 1819. Langhausbau. Maßstab 1:500



19 Erste protestantische Kirche in München. 1827–33



20 Ev. Stadtkirche in Karlsruhe. 1807–17
Erbaut durch Weinbrenner.

Maßstab 1:1000

18–20 aus K. E. O. Fritsch „Kirchenbau des Protestantismus“

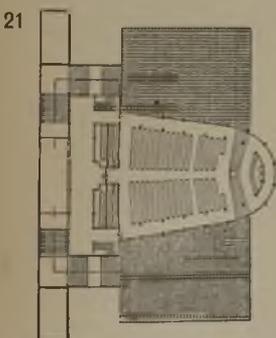
18–20 Beispiele für die Grundrißgestaltung protest. Kirchen am Anfang des 19. Jahrhunderts

braucht nur einmal Briefe oder Berichte vergangener Zeiten zu lesen, ja, schon die Briefe Schinkels zeigen das sehr deutlich. Man wird dabei erkennen, daß gerade dieses Wesentliche uns in der vergangenen Zeit gefehlt hat, haben doch selbst die Theologen den Sinn eines Symbols verleugnet. Aber diese Verarmung war ja nicht nur in der protestantischen Kirche allein, sondern fand sich ebenso in der katholischen Kirche. Die fürchterlichen Kirchenbauten der Baukastengotik der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zeugen davon. Hier gilt es, wieder zurückzugreifen und eine wahre alte Tradition, die in vielen alten protestantischen Gemeinden noch nicht verschüttet ist, wieder zum Leben zu erwecken bzw. wieder auf sie zurückzugehen.

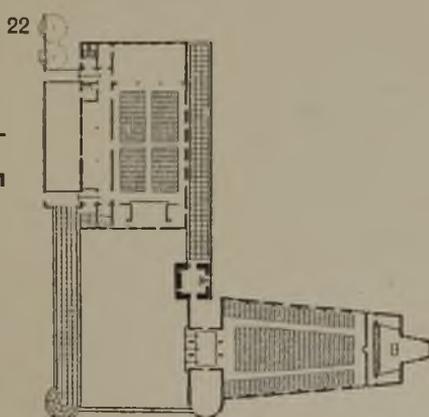
Die Kirche als symbolischer Bau verneint selbstverständlich jede Einzwängung des Lebendigen in jede symbolische Grundrißform, aber sie führt uns von dem glatten, nüchternen Raumprogramm zur räumlichen Gestaltung. Es muß ein Kirchenbau heute über die genügende Sitzplatzanzahl, über eine Akustik, über eine richtige Anordnung der Orgel, der Glocke, der Kanzel, des Altars und des Gestühls hinaus Symbolkraft besitzen. Diese erwächst

aber niemals aus einer Überhäufung mit symbolischen Gestalten oder Ornamenten, sondern aus der inneren Einstellung des Architekten zur Aufgabe. Es ist einfach eine innere Lüge, wenn man eine Kirche bauen will, ohne gläubiger Protestant zu sein. Genau so wie es eine innere Unwahrhaftigkeit ist, wenn ein Protestant eine katholische Kirche baut, die Einförmigkeit tut es nicht, sondern der Glaube, und gerade in heutiger Zeit ist der Glaube alles. Erst wenn wir zu einer reinlichen Scheidung Derer kommen, die aus wirklichem Glauben zum Kirchenbau gehen, nicht aber vom geschäftlichen Auftrag her, werden wir zu einer neuen Blüte des protestantischen Kirchenbaues kommen; für den katholischen Kirchenbau gilt genau das gleiche.

Es gibt wohl kaum ein stärkeres Abbild der inneren Unwahrhaftigkeit einer vergangenen Epoche als den Berliner Dom, der mehr als maßlos in seinen Verhältnissen sich zwischen den Bauten erster Künstler breit macht und ihren Rhythmus zerstört, und der, als protestantischer Dom von einem Katholiken erbaut, nicht einmal den notwendigsten Erfordernissen einer protestantischen Kirche genügt. Wir machen es dem Baumeister nicht zum Vor-

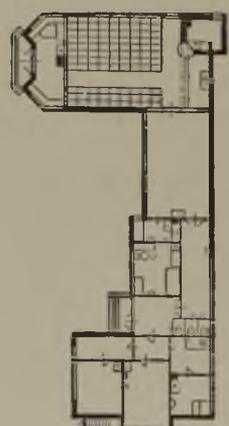


21 Stahlkirche auf der Pressa in Köln 1928
Architekt Prof. D. O. Bartning



22 Petri-Nikolai-Kirche in Dortmund 1931
Architekten Pinno & Grund

1:750



23 Kirche in Wilhelmshof bei Magdeburg 1930
Architekt Prof. D. O. Bartning

1:750

21–23 Nach Dr. Walter Distel „Protestantischer Kirchenbau seit 1900 in Deutschland“. Verlag Orell Fuessli, Zürich-Leipzig

21–23 Beispiele für die Grundrißgestaltung protest. Kirchen aus neuester Zeit

wurf, sondern der Zeit, in der er lebte, aber wir haben heute einen geschärften Blick für die innere Unwahrscheinlichkeit eines Bauwerks, und es hilft uns keine äußere Ornamentierung oder Verbrämung mit Kunstwerken darüber hinweg, wenn der Kern falsch ist.

Aber weil wir diese grundlegenden Dinge heute erkannt haben, glauben wir nicht mehr an einen weiteren Niedergang der kirchlichen Kunst; wir sehen allenthalben ehrliche Männer am Werk, die nicht um eine formale Gestaltung ringen, sondern um eine symbolische. In einem solchen neuen Aufbruch des protestantischen Kirchenbaues, der niemals vom System her belebt werden kann, sondern nur aus der Idee der vor Gott versammelten Gemeinde wird auch eine neue Kirchenkunst wachsen. Auch hier haben wir Protestanten den Ruf Luthers zu hören und die Schwesterkünste entgegen noch vielleicht falsch denkenden Gemeinden und Pfarrern durchzusetzen. Die Verkündigung des Wortes Gottes geschieht nicht nur in der Rede von der Kanzel aus, sondern auch in der Musik und in bildhafter Gestalt.

Es ist vielleicht ein kleiner Mangel, wenn das Werk von Distel diese symbolische Gestaltung, die wir heute verlangen müssen, zu wenig zum Ausdruck bringt. Das Werk

ist grundsätzlich historisch aufgebaut und von den verschiedenen Grundrißformen entwickelt. Es ist eine gute Anleitung und Einführung in den protestantischen Kirchenbau der letzten Jahre. Wir müssen jedoch über die historische und rein grundrißmäßige Betrachtung hinaus zu der neuen geistigen Haltung. Protestantischer Kirchenbau kann allein letzten Endes aus dem Geist des Evangeliums erwachsen.

Die neue Reichskirche hat ihren Willen zu einer neuen künstlerischen Gestaltung durch die Berufung eines Reichsamts für kirchliche Kunst unter Beweis gestellt. Aufgabe dieses Reichsamts wird es sein, für die Durchdringung der Künstlerschaft mit dem Geist des Protestantismus zu sorgen und andererseits der Künstlerschaft die Wege zu ebnen zu ungeheuren Aufgaben, die ihrer harren. Der Künstler muß in den Neubau der Kirche mit eingeordnet werden. Wir Architekten haben die Aufgabe, die große Tradition eines George Bähr, des Schöpfers der bedeutendsten protestantischen Kirche, der Frauenkirche in Dresden, und Friedrich Schinkels aufzunehmen. Sie ist einer Fortführung wahrlich wert. Dann wird auch für die neue Zeit aus neuem Geist die neue evangelische Kirche entstehen.

STADTRANSIEDLUNG UND EV. KIRCHENBAU

Architekt Otto Risse, Reg.-Baumeister a. D., Berlin

Die letzten Jahre haben durch das Darniederliegen der Wirtschaft, vor allem durch die radikale Schrumpfung der großstädtischen Industriebetriebe, eine Abwanderung in die Außengebiete und in die Provinzen ergeben. Diese Bewegung erhielt durch die Unterstützung von Reich und Staat einen weiteren Antrieb. Im gleichen Maße wuchs der Hunger nach eigenem Grund und Boden und eigenem Heim, wenn auch in bescheidensten Formen.

Leider haben die verantwortlichen öffentlichen Stellen der alten Regierung es nicht verstanden, diese gesunden Bestrebungen in systematisch geordnete Bahnen zu führen. Die bislang bestehenden unvollständigen Gesetze auf dem Gebiet des Städtebaues verhinderten es, daß die Siedlungsplanungen weniger den öffentlichen als den privaten Belangen entsprechend aufgestellt und ihnen die gesetzliche Kraft der Durchführbarkeit genommen wurde. Die Folge der bisherigen Halbheitsmaßnahmen sind sprunghaft entwickelte Siedlungen, die in Lage, Form und Beziehung zum Arbeitsgebiet in den meisten Fällen unzureichend sind. Hier erwachsen den Gemeindeverwaltungen auch heute noch Aufgaben, die unter schwersten Opfern der Allgemeinheit in finanzieller Art nur erfüllt werden können.

Es soll hier nicht auf die Sorgen und Schwierigkeiten der politischen Gemeinden in dieser Beziehung eingegangen werden, sondern auf die Gestaltung der ev. Kirchengemeinde in diesen Siedlungen, ihre Aufgaben und vorsorgliche Maßnahmen für spätere Zeiten. Der Bestand und die gesunde Entwicklung einer kleinstädtischen Siedlung hängt von der vernunftmäßigen Festlegung der Rechte und Pflichten von Grundstückskäufer, Gemeindeverwaltung und Siedler ab.

Hier ist es die wichtigste Aufgabe und die Pflicht der kirchlichen Körperschaften, sich mit allen das Siedlungswesen betreffenden Fragen eingehend zu befassen und bereits in dem Entstehungsprozeß einer Siedlung sich energisch einzuschalten und mitzuarbeiten. Die Bereitstellung von kirchlichem Bauland, die Schaffung von Mitteln für Siedler-

kirchen, die den neuen Verhältnissen und Ansprüchen Rechnung tragen, Gemeinde- und Versammlungshäuser, Kindergärten usw., die sich ergebenden Mehrkosten für erweitertes Büropersonal und Hilfskräfte sind finanzielle Anforderungen, die auf keinen Fall allein durch das geringe steuerliche Aufkommen der Kirchenmitglieder bezahlt werden können.

Tatkräftige Hilfe kann nur kommen, wenn von vornherein die vorstehend genannten Versäumnisse vermieden werden. Bereits bei der Aufstellung der Siedlungsplanung durch den Architekten und Städtebauer muß die Hinzuziehung der Kirchengemeinde gefordert werden. Dieser darf es nicht gleichgültig sein, mit welchem Stück Land man ihre Rechte abzugelten gedenkt.

Lage der Grundstücke der in Frage kommenden und zukünftigen Bauten im Ort zum Verkehr, die Ausweisung eines ausreichenden großen Friedhofs usw. muß vorsorglich erwogen und geprüft werden. Wie oft kann man beobachten, daß gerade die Kirchen und Friedhöfe der neuen Siedlungen unmittelbar an den Hauptverkehrsstraßen oder in unmittelbarer Nachbarschaft von Spiel- und Sportplatzanlagen vorgesehen wurden. Die Beeinträchtigung des Gottesdienstes hierdurch liegt auf der Hand, abgesehen von den Gefahren, die sich für den Verkehr hieraus ergeben. Lage, Orientierung, Form und Ausmaß der Baugrundstücke haben weiterhin bedeutenden Einfluß auf spätere Kostenersparnisse. Die Kirchengemeinde gilt bezüglich der Abgabe an Straßenbaukosten, der Anschlüsse für Licht, Wasser, Gas usw. als Grundstücksbesitzer und hat die Kosten hierfür ganz zu bestreiten. Auch hierin wird der Architekt als Berater von vornherein notwendig sein, wenn Schäden und Nachteile vermieden werden sollen.

Es darf nicht verkannt werden, daß die politischen Gemeinden laut Gesetz das Recht der Selbstverwaltung besitzen und in der Lage sind, den so bedeutsamen Siedlungsvertrag nach ihrem Ermessen aufzustellen. Daher bedarf es eines starken Zusammenarbeitens von politi-

scher und kirchlicher Gemeinde, damit bei der Festlegung der Verträge der auf die Kirchengemeinde entfallende Siedlungsbeitrag voll und ganz den zu erwartenden späteren Anforderungen derselben entspricht. Es lassen sich viele Beispiele anführen, in denen die energische Durchführung der kirchlichen Forderungen versäumt wurde.

Wir haben bei Berlin Siedlungen, die aus einer kleinen Dorfgemeinschaft in nur wenigen Jahren zu einem Ort von 5000 bis 10 000 Einwohnern anwuchsen. Die alte Dorfkirche hatte bislang den gleichen Anforderungen durch Jahrhunderte genügt, die neue Großgemeinde, zumeist aus wenig bemittelten Industriearbeiterfamilien bestehend, die Not und Arbeitslosigkeit aus der Großstadt verdrängten, verlangt in größtem Maße Mitarbeit und soziale Hilfe von seiten der Kirche. Wenn hier nicht von vornherein durch die Siedlungsverträge der notwendige Grundfonds für einen systematischen Ausbau der Kirchengemeinde gegeben ist, kann auf Jahrzehnte die Kirche ihre Aufgaben und Pflichten nicht erfüllen. Ein planmäßiger Neuaufbau derselben, gerade in diesen bislang

Als weiteres wesentliches Moment für die Zusammenfassung der einzelnen Gebäude ist hierbei die wirtschaftliche Ausnutzbarkeit unter Anwendung eines Mindestmaßes derselben zu betrachten. Die Raumabmessungen von Saal, Kirche, Konfirmandenräume usw. sind nicht für Größtbesuch an Kirchenfeiertagen, Festspielen u. dgl. anzunehmen, sondern für die Durchschnittszahl der Kirchenbesucher, wobei die Verwertung anschließender Räume ohne Schwierigkeiten als Zusatzräume möglich ist. Der Gemeindesaal muß bei einer Zentralsiedlung als Zusatzraum der Kirche in der Achse des Kirchenschiffes oder besser im rechten Winkel zu diesem angeordnet werden, wobei die Kanzel auf der dem Saal entgegengesetzten Front anzuordnen ist. Der Blickwinkel von Altar und Kanzel in den Saal hinein ist hierbei so groß wie möglich zu halten. Im gleichen Sinn sind Konfirmandenräume und Versammlungszimmer in unmittelbare Beziehung zum Saalraum zu bringen, um für diesen als Zusatzräume verwertet werden zu können.

Für den Kirchenbau muß daher in den Außensiedlungen unbedingt verworfen werden, daß Gemeindesaal und



Drei Grundrißlösungen für eine Siedlungskirche mit Gemeindesaal

meist marxistisch durchsetzten Neusiedlungen, ist in diesem Fall nicht möglich.

Bei dieser Gelegenheit muß darauf hingewiesen werden, daß das Recht der Selbstverwaltung für unsere evangelischen Kirchengemeinden trotz seiner vielen guten Seiten auch bedeutende Nachteile mit sich bringt. Es mutet unfaßbar an, daß steuerstarke Siedlungen im wohlhabenden Berliner Westen bei gleicher Einwohnerzahl sich den Bau von Millionenkirchen leisten können, während die Siedler im Osten und Norden nicht einmal die Geldbeträge zusammensparen können, um die Miete für den gepachteten Saal in einer Gastwirtschaft zu bezahlen oder mit provisorischen Schulräumlichkeiten vorlieb nehmen müssen. Es bestehen zwar dafür zur Zeit Sonderfonds in den zuständigen Konsistorien, um helfend eingreifen zu können. Leider sind diese viel zu geringen Beträge stets erschöpft. Erst das Gesetz der neuen Regierung für die Kleinsiedlungen vom September dieses Jahres gibt die Handhabe einer systematischen zentralen Besiedlung von Neuland und stellt den Kirchengemeinden eine hierdurch wesentlich vereinfachte Bauaufgabe für die Zukunft.

In diesem Fall wird man die einzelnen Gebäude, wie Kirche, Gemeindesaal, Pfarrhaus, Kindergarten usw., nicht als Einzelkörper innerhalb der Siedlung verteilen, sondern zu einem gemeinsamen Gruppenbau zusammenfassen. Bedingung hierfür jedoch ist eine nicht zu große Entfernung von den Siedlerstellen zur Kirche.

Kirche untereinander angeordnet werden, wie es bei den Wettbewerben für Frohnau bei Berlin z. B. trotz reichlich vorhandener Baufläche gefordert wurde.

Das aufgezeichnete Bauschema ist für einen großen Teil bestehender Neusiedlungen nicht durchführbar, da die alte Ortslage im Zentrum der Gemeinde zu den überwiegend an der Peripherie entstandenen Siedlerstellen keine Beziehung hat. Die großen Entfernungen zwingen zur Schaffung einzelner Gemeindehäuser in den Außenbezirken. Man wird sich hier mit einer etwaigen Erweiterung der bestehenden Kirche in der alten Ortslage begnügen und die Unwirtschaftlichkeit, die in der Verwaltung und Erhaltung dieser zerstreuten Bauanlagen liegt, wohl oder übel in Kauf nehmen müssen.

Die Erweiterung und Schaffung neuer Anbauten an die bestehenden Ortskirchen, die z. T. unter Denkmalschutz stehen, fordern jedoch im höchsten Maße Taktgefühl und die beste Kraft des Architekten.

Wenn wir bedenken, wie groß die Zahl der Außensiedlungen unserer Großstädte in den letzten zehn Jahren geworden ist, so können wir mit Recht hoffen, daß für den Architektenstand neben der beratenden städtebaulichen und wirtschaftlichen Tätigkeit auf dem Gebiete des Hochbaues dankbare, wenn auch bescheidene Aufgaben zu erwarten sind, sobald die Sperre für die Errichtung öffentlicher Gebäude aufgehoben worden ist und die finanziellen Verhältnisse innerhalb dieser Kirchengemeinden sich gebessert haben.

HERBSTTAGUNGEN DER VERBÄNDE FÜR BAUKUNST, KUNSTGEWERBE, HEIMATSCHUTZ U. A.

III. TAG FÜR DENKMALPFLEGE UND HEIMATSCHUTZ

Vom 5.—8. Oktober 1933 in Kassel

Die nationalsozialistische Bewegung hat inzwischen auch unser Aufgabenfeld erfaßt und es nach der Ganzheit aller Aufgaben innerhalb der Nation orientiert. Dadurch wird Vieles, was sich bisher als bedeutend vorkam, unbedeutend oder bekommt wieder seine natürliche Funktion als Teil, der zurückzutreten hat. Anderes, das seither bescheiden oder verlacht zurückstand, wird wesentlich. Das Gefüge des Bauwesens wandelt sich in den Grundfesten. Der bisherige enge Rahmen ist gesprengt. Nur durch diese innere Veränderung war es möglich, daß die Vortragsreihe ein völlig neues Bild bot. Es war ohne Zweifel nötig, an der Wende, an der wir stehen, das große Feld weitschauend und gründlich abzustecken. Aber ohne die starke Beseelung aller Redner wäre die Tagung niemals zu einem so großen Genuß geworden. Wir bringen nachfolgend einen Auszug aus allen Vorträgen.

Fr. Heiss

Gruppe: Erziehung zu Denkmalpflege und Heimatschutz

Dr. Apffelstaedt, Düsseldorf, führte aus, daß der Schutz des Volkstums und der Heimat keine Angelegenheit eines kleinen Kreises, sondern des gesamten Volkes sei. Man müsse bei der Jugend beginnen, die sich freudig zum Aufbau des kulturellen Lebens bekannt habe. Der Machtergreifung müsse heute die kulturelle Revolution folgen. Wir müßten ein Geschlecht erziehen, das froh in die Zukunft blicke und dankbar sei für unsere Aufbauarbeit, die wir beginnen wollten.

Dr. Graf Metternich, Prov.-Konservator, Bonn, sprach über praktische Forderungen. Die Denkmalpfleger würden sich aus tiefster Seele freuen, daß all die Arbeiten, die in Splittergebieten geleistet wurden, zusammengefaßt seien und dem totalen Rahmen der nationalsozialistischen Erhebung eingegliedert werden sollen. Das wichtigste bei unserer Arbeit seien nicht organisatorische Aufgaben, sondern die Erziehungsarbeit am Volk. Dem gesamten Volk müßten wieder die Augen geöffnet werden für die Schönheiten der deutschen Lande. Vier Gruppen gälte es zu betreuen: den freien Künstler, den Handwerker, den beruflichen Denkmalpfleger und die Eigentümer und Verwalter der Denkmale. Alle Bemühungen seien sinnlos, wenn es nicht gelingen würde, diese Gruppen zu erfassen. Die freischaffenden Künstler müßten an Aufgaben der Denkmalpflege eingesetzt werden. Die Schulen aller Art müßten ausgebaut werden. Das handwerkliche Können an den Baugewerkschulen müßte gehoben werden. Schließlich hätte die Universität eine hohe Verantwortung. Die Hochschule der Zukunft würde die Pflegestätte deutschen Wesens sein. Die wichtigste Gruppe, bei der Erziehungsarbeit zu leisten sei, seien aber Eigentümer und Verwalter der Denkmale. Wichtig sei die Erziehung des Klerus beider Konfessionen. Geistliche und Denkmalpfleger müßten zu einem gegenseitigen Vertrauensverhältnis kommen. Die Gedanken der Denkmalpflege und des Heimatschutzes seien unter der Führung Adolf Hitlers siegreich zum Durchbruch gekommen.

Abt Schmidt, Grüssau: Die Kirche müsse die seelische Vorbereitung für die Pflege der Denkmale leisten, die ihr anvertraut seien. Was der Vergangenheit selbstverständlich gewesen sei, der Zusammenklang zwischen dem Neuen und Alten, sei für uns ein Problem geworden. Die Ursache des schlechten Verständnisses des Alten sei die Vernachlässigung der Liturgie, des Dienstes an Gott und für Gott. Nur aus diesem Dienst an Gott könne man gestalten. Die alten Handwerksmeister hätten auf keinen Akademien gelernt. Ihre Religiosität sei die Voraussetzung ihrer Gestaltungskraft gewesen. Das Zweite,

das wir brauchten, sei das Dienen am Werk. Jene, die gestalten wollten, müßten das Werk verstehen, sich in das Werk vertiefen; aber nicht als Historiker oder Archäologen, sondern das Werk müsse dem Gestaltenden seine innere Welt ausmachen. Nur so könne es gelingen, daß er aus dem Werk herausspüren würde, was ihm nötfäte. Dazu gehöre Liebe und Verständnis. Anteilnahme, Dienen und Helfen seien die Grundlagen der kommenden Arbeit.

Pfarrer Dr. Ritter, Marburg, sprach als Vertreter der evang. Kirche. Das Wissen um die Gestalt, um das, was Gott stets neu schaffe, bedeute Hineingehen in das Leben. Von da aus müsse die Gleichgültigkeit gegenüber dem Raum überwunden werden. Das Wort sei bildhafte Gestalt. Überließe der Protestantismus das Gestalten dem Zufall, so würde das Wort nicht in die magischen Tiefen menschlichen Daseins dringen. Der Künstler sei noch ein Mensch, der aus solchen Hintergründen schaffe. Wir müßten die Seele der Menschen aufschließen für die Form. Wenn wir nicht das Lebendige des Kunstwerkes empfinden würden, dann würde auch der Kontakt zwischen Künstler, Denkmalpfleger und Geistlichkeit fehlen.

Prof. Dr. Jantzen, Frankfurt/Main, vertrat die Universitäten. Die Erziehung des Auges, die Voraussetzung für die Denkmalpflege, sei für den Deutschen eine besonders wichtige Aufgabe. Zu deren Erfüllung müßten die Universitäten alles beitragen. Hörer aller Fakultäten müßten Kunstgeschichte und Denkmalpflege lernen. Dieser Unterricht müsse künstlerische Wertmaßstäbe wecken und die geistigen Hintergründe der Formensprache unseres Volkes aufzeigen. Bonn habe als erste Universität bereits einen Lehrauftrag für Denkmalpflege geschaffen.

Prof. Jost, Dresden, als Vertreter der Techn. Hochschule, führte aus, daß Volk und Heimat für die Erziehung der kommenden Baumeister die Grundlagen der Arbeit an allen deutschen Hochschulen sein müßten.

Oberstud.-Dir. Schöнемann, Kassel, brachte zum Ausdruck, daß der Schüler an den Baugewerkschulen mit der Heimat, mit der deutschen Baugestaltung früherer Jahrhunderte und mit den Techniken der früheren Zeiten aufs engste vertraut werden müsse. Die Aufnahme alter Kulturdenkmale, sowie alter Handwerksbetriebe sei eine wichtige Aufgabe der Schule. Es handele sich heute darum, ein Geschlecht heranzubilden, das wisse und im Innersten fühle, was deutsche bodenständige Bauweise sei. Wer die Baugewerkschulen als rückständig bezeichne, weil sie nicht sofort alle neueren

Gestaltungen in den Unterricht aufgenommen habe, der habe das Wesen dieser Anstalten nicht erfaßt.

Prof. Kutschmann, Berlin, erwähnte, daß das Kunstschulwesen völlig verfallen sei. Der Wiederaufbau sei eine ungeheuer schwierige Aufgabe. Wir müßten fort von der Fingerfertigkeit und Virtuosität, fort von den Galanteriewaren, wir müßten aus innerem Erleben wieder eine deutsche Gemeinschaftskunst gestalten.

Prof. Dr. Koetschau, Berlin, befürwortete Museumschulen, die in nächster Zeit geschaffen werden würden. Es wäre gut, wenn die jüngeren Denkmalpfleger diese Schulen besuchen würden.

Prof. Dr. Hahm, Berlin. Das Museum sei ein Kind des Liberalismus. Es sollte eine künstlerische Universalbildung vermitteln. Die Museumsideen des Freiherrn von Stein seien seinerzeit abgelehnt worden. An deren Stelle sei dann die Museumspolitik getreten, wie wir sie heute vor uns sehen. Dr. Hahm vertrat die Meinung, daß die stärksten Zellen völkischer Bildungsarbeit im Sinne Steins für Pflege der Überlieferung alter Handwerkskultur die Heimatmuseen seien, die im kommenden Wiederaufbau vorzügliche Arbeit leisten könnten.

Prof. Dr. Luthmer, Kassel, führte aus, daß man nicht übersehen dürfe, daß das deutsche Museum für die Erhaltung der deutschen Kulturgüter unendliches getan habe. Wie keine andere Stätte könne es die ganze Lebensfülle deutscher Schöpferkraft klarmachen. Wichtiger als die Auflockerung der Museen sei es, dem lebenden Künstler Aufgaben zu geben, ihn hineinzustellen in das Leben. Wichtiger als die Auflockerung der Museen für das Volk seien die kleinen Heimatmuseen. Man müsse sich abgewöhnen, unter einem Museum vier Wände zu verstehen. Das ganze Land sei vielmehr das Museum des Volkes.

Intendant Dr. Glasmeier, Köln, forderte eine scharfe Werbung im ganzen Volk. Die Berichte in der Presse und die Arbeit der Denkmalpflege und des Heimatschutzes seien niemals ins Volk gegangen, wo sie in erster Linie verankert sein müßten. Film und Presse seien neben dem Rundfunk einzusetzen. Der Redner zeigte für diese Forderungen konkrete Vorschläge auf.

Gruppe: Bauen

Dr.-Ing. Lindner, Berlin, sprach über „Beziehungen zur Wirtschaft“. Der Heimatschutz wolle nach Möglichkeit dem wirtschaftlich bedrohten Handwerk, das vorwiegend verrottet sei, helfen. Wenn der Leistungsgedanke das Handwerk nicht durchdringe, sei es verloren. Die Mode sei der Feind gesunder Überlieferung. Im Bauschaffen hätte die Mode überhaupt keinen Sinn. Der nationalsozialistische Staat habe den Willen und die Pflicht, den dunklen Mächten Einhalt zu gebieten. Weltanschaulich geschulte Kulturpflege unter Einsatz der besten Kräfte müsse dem Handwerk helfen. Es würde nichts nützen, darauf Rücksicht zu nehmen, daß Arbeiter mancher Industrien brotlos würden. Die Industrie hätte sich auch nicht darum gekümmert, daß mancher Handwerkszweig völlig verfallen sei. Die Baupolizei müsse zur Bekämpfung des Schundes stärker ausgebaut werden. Nichts sei im letzten Jahrhundert so auf den Hund gekommen, wie das natürliche, gesunde Gestalten. Mancher Gedanke der Menschheit könne nur entwickelt werden durch die Maschine. Manch anderer würde durch die Maschine getötet. Der Nationalsozialismus müsse die deutsche Landschaft gründlich reinigen. Der vom Propagandaministerium vorgesehene Werbeausschuß müsse in dieser Weise wirken. Der Nationalsozialismus gebe das Beispiel hierfür, daß Überlieferung und Entwicklung eine organische Einheit werden könnten.

Dr. Reiners, Berlin, vertrat das Handwerk. Wir müßten dem Schicksal dankbar sein, daß es uns zur Selbstbesinnung gebracht habe. Es vollzöge sich augenblicklich eine starke Verbindung zwischen Schule und Handwerk, aus der sich eine fruchtbare Aufbauarbeit ergebe. Der Berufsstand habe die kulturelle Verantwortung gegenüber der Volksgemeinschaft. Diese habe ein Recht darauf, vom Handwerk gute Arbeit zu bekommen. Aus der Grundeinstellung des Nationalsozialismus ergebe sich die Forderung nach einer kulturbewußten Wirtschaftsführung. Ein Beispiel dafür sei der Welthandel der Hanseaten. Niemals hätten sich die Hanseaten ihren kulturellen Verpflichtungen entzogen. Eine Wirtschaft ohne kulturelle Verantwortung sei undeutsch und volksfeindlich. Dies sei der Grundgedanke der Reichskulturkammer. Daraus ergebe sich, daß die anständige Baugesinnung unter dem Schutz des Staates stünde. Man müsse dem Bauhandwerk in erster Linie Aufträge geben, an denen es sich aufwärts entwickeln könne.

Prof. Dr. Hahm, Berlin, äußerte sich zu der gleichen Frage. Man müsse sich darüber im klaren sein, daß allerorten gesunde, tüchtige Handwerkskräfte auch heute noch zu finden seien, wenngleich wertvolle Handwerkstechniken versunken seien. Die staatlichen Schulen hätten zu dieser Flucht aus der Tradition am meisten beigetragen. Die Früchte der Handwerksnachbildung würde die Denkmalpflege selbst ernten.

Prof. Dr. Phelps, Danzig, trat für eine weise Arbeitsteilung und für eine Umschulung des Baugestalters ein. Durch Winterkurse sei auch der Bauer zur handwerklichen Gestaltung anzuregen. Wir brauchten eine Volkskunstausstellung, Wettbewerbe für Volkskunst und ähnliches. Reichsbahnoberrat Dr. Schächterle, Stuttgart, führte aus, daß der Ingenieur zweifellos eine technische Schönheit geschaffen habe. Die Form sei für den Ingenieur kein zufälliges Kleid, sondern Sinngehalt. Auch der Ingenieur müsse Künstler sein und sich seiner kulturellen Verantwortung bewußt bleiben. Man dürfe nicht übersehen, daß wir heute noch in einer Zeit der Gärung lebten. Die Synthese zwischen Zweckmäßigkeit und Schönheit würde erst gefunden werden. Der einzelne müsse wieder das Sittliche in seiner Arbeit erkennen lernen. Nur auf dieser Grundlage könnten bei der Arbeit des Ingenieurs Zweckmäßigkeit und Schönheit wieder eins werden, wie ehemals.

Baudirektor Dr. Ing. Hellweg, Hamburg, sprach über Außenwerbung. Es ginge heute darum, dem Volksganzen klarzumachen, daß das Stadt- und Landschaftsbild ihm gehöre und daß es das Recht habe, Schutz gegen Verunstaltung zu verlangen. Es ginge heute darum, der Gesamtheit klarzumachen, daß dieses Recht auch verpflichte. Daraus ergäbe sich die Notwendigkeit eines einheitlichen Reichsgesetzes gegen die Auswüchse der Werbung. Dieses Gesetz müsse positiv wirken. Der Redner habe ein derartiges Reichsgesetz entworfen und bei der Reichsregierung in Vorlage gebracht. Außerdem habe er in Hamburg neuerdings alle Schilder entfernen lassen und alle Kinos und Brandmauern überholen lassen. Es sei widersinnig, an die Gestaltung von Bauten hohe Forderungen zu stellen, wenn sie durch Werbung verdorben werden könnten.

Prof. Schopohl, Berlin, verbreitete sich über die schwierige und überaus wichtige Frage „Überlieferung und neues Bauen“. Es sei eine Irrlehre, daß neues Bauen nicht traditionsgebunden sein könne. Um die Verbindung des neuen Bauens mit der Tradition zu erreichen, müsse man grundsätzlich neue Wege gehen. Beispielsweise müsse die Baupolizei völlig umgestaltet werden. Die Arbeiten der Baupolizei müßten sich auf die

technische Prüfung erstrecken. Ein Architekt als Beauftragter des Staates müsse den Entwurf überarbeiten. Es müsse von Staats wegen verhindert werden, daß das sauer ersparte Geld der kleinen Leute von Nichtskönnern verschleudert würde. In Lichtbildvorträgen sei gutes Altes und gutes Neues darzulegen. Ebenso müßte unsere Fachpresse Bilder guter alter und neuer Bauten bringen.

Minist.-Rat P o e v e r l e i n, München, erwähnte, daß die Vertiefung der Qualitätsarbeit die wichtigste Arbeit der bauenden Behörden sei. Die Baubehörden hätten durch das Beispiel eine große erzieherische Aufgabe bei den Architekten, Technikern, Handwerkern, beim ganzen Volk. Bahn, Post, Staat und Stadt müßten bei einer Bauaufgabe grundsätzlich freundschaftlich zusammenarbeiten. Jene Verwaltung, die zuerst bauen würde, müsse richtungweisend sein. Eine bauende Behörde habe die Möglichkeit, die jungen Architekten in die Handwerksstätten zu führen. Durch diese Gemeinschaftsarbeit zwischen jugendlicher schöpferischer Kraft und Handwerk würden beide Teile befruchtet. Die Behörden müßten den Stolz und den Fleiß des Handwerks wecken. Man dürfe niemals vergessen, daß der Handwerker auch eine Seele habe, und daß der Handwerker ein Bundesgenosse des Baugestalters werden müsse. Die bauende Behörde müsse auch den Künstler beschäftigen. Qualitätsarbeit sei nur möglich bei einer Zusammenarbeit im gemeinschaftlichen Geist. Die durch die Behörde geschulten Kräfte müßten sodann hinaus aufs Land. Das Land sei heute viel wichtiger als die Stadt. Diese jungen Kräfte könnten dort Pionierarbeit leisten. In Bayern würden heute noch 90 vom Hundert aller Entwürfe von Puschern gemacht. Nur durch deren Zurückdrängung würde für die Tüchtigen Raum. In derselben Weise wie beim Architekten müsse die Behörde auch im Handwerk Lust und Liebe zu einer Nachwuchserziehung wecken. Der Mensch sei überall in Deutschland noch nicht ganz reif für die kommenden Aufgaben. Aber je mehr wir in der vorbezeichneten Weise zusammenstünden, um so rascher würde die Kultur praktisch gehoben.

Arch. Prof. S e i f e r t, München, brachte zum Ausdruck, daß im großen und ganzen die Einstellung der Architekten zum Heimatschutz verschieden sei. Man glaube, man habe es noch mit der Vorkriegsauffassung des Heimatschutzes zu tun. Von den Privatarchitekten würde der Heimatschutz bekämpft, weil er ihnen durch Beratungstätigkeit die Arbeit zu nehmen drohe. Dieser Vorwurf sei unberechtigt. Man dürfe nicht übersehen, daß der Staat gegen kulturell schlechte Pläne heute noch völlig wehrlos sei. In Bayern hätten 70 v. H. der Gestaltenden keinerlei Schulung. Die Gesundheit jedes Deutschen sei geschützt, die seelische Gesundheit dagegen dürfe Jedermann willkürlich vernichten. Im neuen Deutschen Reich dürfe nur der bauen, der es könne, gleichgültig, woher er das Können habe. Dies hätte uns der Führer am Reichsparteitag versprochen. Wirksamer als eine Architektenkammer sei eine echte Zunft der Baumeister. Bis dies erreicht sei, müsse der Staat das Recht haben, unmögliche Bauten zu verbieten. Durch diese Verdrängung der Untüchtigen durch den Tüchtigen würde es aber nicht viel besser. Die beste Leistung würde nichts helfen, wenn die einzelnen Schöpfungen nicht zusammenklingen würden. Seifert ist der Meinung, daß wir auf dem Wege seien zu einer gemeinsamen Baugesinnung, so wie wir auf dem Wege dazu seien, ein Volk zu werden. Die Ehrfurcht, die wir brauchten, könne nur wachsen; deshalb hoffe er auf die Jugend. Dort sei wieder die Voraussetzung, daß sie auf der Hochschule das gesagt bekäme, was nötig sei. Und dies würde noch ziemlich fehlen. Heimatschutz sei ein notwendiges Übel. Wir müßten aus der Selbstbetonung herauskommen zur Ein-

ordnung und Ehrfurcht. Dann könnten wir alle Beratungsstellen des Heimatschutzes schließen.

Reg.-Baumeister a. D. Dr. Ing. B l a ß, Kassel, forderte Ausmerzung von 50 v. H. der deutschen Architekten. Der übrige Teil müßte sich umstellen auf den Geist unserer Zeit. Es müsse ein neues deutsches Ideal aufgestellt werden: in keiner Weise aufzufallen.

Ob.-Reg.-Baurat K o c h, Dresden, sprach für die Baupolizei. Bauen sei eine sichtbare Kultur. Unsere Bauten müßten sich von tschechischen Bauten durch heimische Baustoffe grundsätzlich unterscheiden. Die Baupolizeiamter dürften nicht nur beraten, sondern müßten bestimmend sein.

Arch. Wittmann, Hannover, lobte die vorbildliche Pionierarbeit der bayerischen Post. Etwas Ähnliches sei in Preußen dringend erwünscht, durch dessen Zerrissenheit jedoch erheblich schwieriger durchzuführen. Er begrüßte die Bauberatung als Kampfmittel des Tüchtigen gegen den Puschler, der nach Ausführungen P o e v e r l e i n s z. Zt. 90 v. H. der Baugestaltenden betrage. Bauberatung sei eine durchgreifende Erziehungsarbeit ersten Ranges. Alle, die das Bild der Landschaft pflegen würden, müßten örtlich zusammengefaßt werden, gleichgültig, an welcher Behörde sie wirkten.

Bei der Aussprache erklärte der Vertreter des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, daß der Oberpräsident sich grundsätzlich gegen die Blechbedachung und für die Bedachung mit Schiefer ausgesprochen habe. Dafür habe er seine guten Gründe. Der Oberpräsident sei auch grundsätzlich für den Schutz der Landschaft vor willkürlicher Plakatierung. — H e l l w e g, Hamburg, forderte Beseitigung aller negativen Verunstaltungsgesetze und Ersatz durch ein positives Gestaltungsgesetz. Allen, die mit dem Bauen zu tun hätten, müsse von Staats wegen positiv gesagt werden, was der Staat wolle.

Gruppe: Landesplanung, Städtebau, Siedlung

Ob.-Reg.-Baurat Dr. Ing. G e ß n e r, Kassel, leitete diese Aussprache ein. Die nationalsozialistische Regierung habe die organische Gestaltung der deutschen Lebensgrundlagen auf ihre Fahne geschrieben. Die Gestaltung der Landschaft sei deshalb eine ihrer lebedigsten Aufgaben. Der Redner legte die Grundforderungen an die Gestaltung von Landschaft und Stadt dar. „Deutsche Straßen müssen Charakter haben.“ Dieses Wort Todts gelte für alle gestaltende Arbeit. Der deutsche Boden gehöre dem Volke, das es mit seinem Leben verteidige. Der Einzelne habe den Boden nur als Lehen. Der Standpunkt, daß der Boden käufliche Ware sei, müsse besiegt werden. Auf dieser Grundlage müsse ein Baugesetz darüber wachen, wo und wie gebaut werden dürfe. Wir stünden noch in den ersten Anfängen organischer Arbeit. Das sächs. Baugesetz sei in manchen Dingen vorausgegangen. Trotzdem käme es nicht auf die Vorschriften an, sondern auf den Menschen. Wir könnten heute nur Fundamente legen. Zu der kommenden Aufbauarbeit brauchten wir Menschen, die mit heißer Liebe zu Volk und Heimat an unserer heiligen deutschen Erde gestalten.

Arch. Z i m m e r m a n n, Frankfurt a. M., erzählte von der Frankfurter Altstadt. Dort würde zur Zeit ein Altstadtkataster aufgestellt. Jedes Haus, jede Wohnung, jeder Raum würden untersucht. Sodann würde die Bewohnerschaft aufgenommen, ihre Einkommensverhältnisse, Wohnungszustand usw. Auf diese Weise können in drei Jahren 6000 Wohnungen erfaßt werden.

Arch. H e i l i g, Berlin, wandte sich gegen die Siedlungsform unserer Zeit und erläuterte die Siedlungsart Friedrichs des Großen, die er als Vorbild hinstellt.

Ob.-Baurat Jobst, Kassel, führte aus, daß die Stadtrandsiedlung in das Stadtgebiet eine ländliche Siedlungsform einführe. Die Versorgung der Randsiedler sei in dorfmäßiger Form viel einfacher als bei einer Streusiedlung. Die Grundsätze der städtischen Erweiterung könnten für die Randsiedlung in keiner Weise passen. Wenn wir jetzt die Siedlungen aus der Zeit Friedrichs des Großen mit den heutigen Siedlungen vergleichen, so wären wir erschüttert. Wir könnten heute bestenfalls gut parzellieren, aber bestimmt nicht siedeln, dem Volk noch keine neue Heimat schaffen.

Garten- und Landschaftsberater Meyer-Jungclaussen, Bad Berka, erwähnte zu der Frage Landschaftsgestaltung, daß Baum, Strauch und Hecke hervorragende Möglichkeiten seien, um dem Deutschen seine Heimat lieb und wert zu machen. Entstehung einer Landschaft und Gestaltung einer Landschaft seien völlig voneinander verschieden. Heimat- und Landschaftsgestaltung müßten alle sichtbaren Kulturarbeiten umfassen. Es gäbe kaum ein Gebiet, das so beziehungsreich und verantwortungsvoll sei, wie die Landschaftsgestaltung. Große Aufgaben aus diesem Gebiet seien leider noch recht selten; dennoch gäbe es nichts Wichtigeres. Der Redner erinnerte an das Führerwort: „Wir wollen nicht nur ein Deutschland der Macht aufbauen, sondern ein Deutschland der Schönheit.“

Städt. Gartendir. Stier, Kassel, schilderte eingehend die Möglichkeiten der Beseelung der Städte durch Grünanlagen.

Dipl.-Ing. Dreidax, Bad Saarow, erwähnte, daß die heutige Landwirtschaft außerordentlich stark materialistisch denke. Leider sei das germanische Naturgefühl, das Erleben der Landschaft, zurückgedrängt worden. Der Städter hätte viel eher Sinn für die Landschaft als der Bauer. Die Landwirtschaft sei chemisiert und technisiert.

Korvettenkapit. a. D. Tholens, Berlin, sprach in Vertretung der Reichsleitung des Arbeitsdienstes. 250 000 deutsche Jungen wirkten heute in 30 Arbeitsgauen und etwa 1000 Lagern. Der Arbeitsdienst müsse die Voraussetzungen dafür schaffen, daß unser deutscher Boden uns wieder ernähren könne. Es müsse die Äcker ertragreicher gestalten, Wiesen und Äcker vor Überschwemmungen schützen, Wege wieder herstellen, neues Bauernland aus Ödland schaffen. In zehn Jahren würde Neuland für 10 000 Bauernstellen auf diese Weise entstehen. Der Arbeitsdienst würde auch die Möglichkeiten für die Gründung neuer Städte im Osten schaffen. Es gäbe noch viele Zweifler, ob man dies auch leisten könne. Der Arbeitsdienst werde die Arbeiten nicht planen, dies würde von den Trägern der Arbeit gemacht. Unsere Aufgabe sei in erster Linie, Denkmäler unserer Zeit zu gestalten, nicht nur Denkmäler früherer Zeiten zu pflegen. Wir müßten Dörfer schaffen, die ein starker Ausdruck unserer Zeit seien. Spätere Geschlechter müßten sagen können, daß unsere Zeit nicht nur Arbeit geleistet habe, sondern daß sie diese auch schön geleistet habe. „Schöpferischer Heimatschutz“ müsse unser Leitsatz sein.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Pinder, München, sprach im Anschluß daran über „Die Rettung der deutschen Altstadt“. Der Übergang vom Betrachter zum Gestalter sei das Grunderlebnis des Menschen unserer Zeit. Der Betrachter könne nicht miterleben, was die Leistung des größten Gestalters unserer Zeit, unseres Führers, sei. Heute sei die Zeit gekommen, in der unmögliche Träume verwirklicht würden. Geschichte sei heute Gegenwart geworden. Vergangenheit sei eine lebendige Form einer doppelten Gegenwart. Diese ewige Gegenwart sei Deutschland, das uns anvertraut

sei. Der Redner schilderte Kassel als sein Jugenderlebnis und die Zerstörung der Stadt durch die Schuld des 19. und 20. Jahrhunderts. Man habe nicht nur Einzelheiten, sondern die Ganzheit zerstört. Die Form der kommenden Zeit müsse eine Ganzheitsform sein. Heute seien wir jedoch bestenfalls mitten in einem Heilprozeß. Wir würden bestimmt keinen Dom abbrechen, ihn sogar sehr geschickt wiederherstellen, aber wir könnten heute nicht einmal noch seine Umgebung schützen. Es sei doch eine traurige Zeit, in der unsere schönsten Schlösser von Zuchthäuslern bewohnt würden. Dem Sinne nach seien wir nicht viel besser als Amerika. Der Redner forderte eine übergeordnete Instanz, eine Reichsgesetzgebung, ein Machtinstrument, welches das Schlechte vernichten und das Gute stützen und stärken könne, das ein Haus abbrechen könne, ein anderes anstreichen oder Umrisse verbessern. Etwas anderes als totale Lösungen sei sinnlos. Wir würden bestimmt dazu kommen, selbst wieder Stil zu haben. Wir hätten bereits eine zeiteigene Haltung, aber keinen sakralmonumentalen Stil. Architektur sei Moral. Wir müßten ganzheitlich und gesund werden.

Gruppe: Fürsorge für die Denkmale

Prof. Dr. Lill, München, erstattete den Hauptbericht. Die Denkmalpflege habe im Laufe von hundert Jahren den Schwerpunkt ihrer Arbeit stark verschoben. Das Kunstwerk als Schöpfung einer Künstlerpersönlichkeit und einer Gesellschaftsschicht sei heute der Inhalt unserer Ehrfurcht. Diese Ehrfurcht berge eine ungeheure Verpflichtung in sich. Die Denkmalpflege habe zu wenig Künstler und zu viel Kunsthistoriker. Deshalb würden noch so große Fehler gemacht. Man müßte neue Kräfte heranbilden, die Arbeiten nach dem Rang des Könnens verteilen, handwerkliche und künstlerische Aufgaben trennen. Die liberalistische Forderung nach freier Betätigung aller Kräfte müsse hier aufs schärfste zurückgewiesen werden. Der Redner erläuterte die Grundsätze der Wiederherstellung von Kirchen und ging sodann auf die häufigen Kirchenerweiterungen, die Wiederherstellung der Burgen, Schlösser und der Häuser im Privatbesitz ein. In einer Zeit der nationalen Erhebung müsse man alte Bauten mit derselben Ehrfurcht bewahren, mit der man neue Denkmäler schafft. Der Redner richtete die dringende Bitte an den Staat, die erforderlichen Mittel zu gewähren für die Erhaltung der nationalen Güter. Er forderte Werbung durch die Presse, durch Funkvorträge, Postkarten u. ä. Der letzte Sinn aller Arbeit der Denkmalpflege sei, die Besucher der Kirchen, also die Menschen, zu erfreuen.

Landesverw.-Rat Dr. Busley, Düsseldorf, vertrat die Bestandsaufnahme der Denkmale. Ohne Inventarisierung gäbe es keine Denkmalpflege. Von 480 Bänden, die fertigzustellen seien, fehlen noch etwa 180 bis 200 Bände. Im Inventarisationswerk könnten Hunderte von Architekten Anstellung finden.

Prov.-Konservator Dr. Giesau, Halle a. S., erzählte sehr interessant von der Werkstatt zur Erhaltung der Denkmäler in Halle, die aus öffentl. Mitteln gespeist wird.

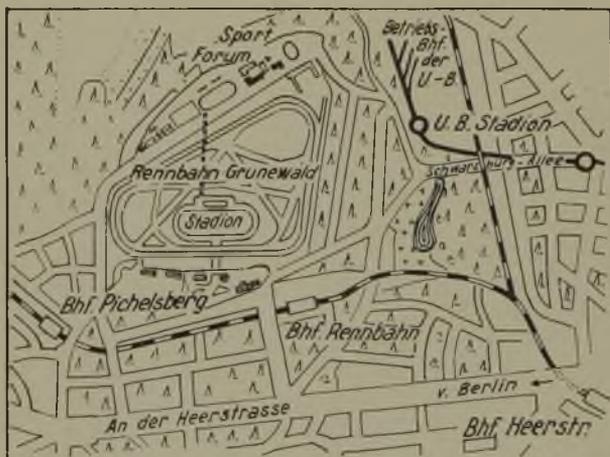
Konservator der Kunstdenkmäler Hiecke, Berlin, forderte gesetzliche Maßnahmen als Grundlage und äußere Rahmen zum Schutz deutscher Kunstwerke. Die bisherigen Gesetze seien veraltet. Die Liste der national wertvollen Kunstwerke müsse bald veröffentlicht werden. Der gesamte in öffentlich-rechtlicher Hand befindliche Bestand müsse erfaßt werden. Denkmäler im Privatbesitz bedürften einer bestimmten Bezeichnung.

Mit der Verlesung einer Reihe von Entschließungen schloß die eindrucksvolle Tagung.

DAS DEUTSCHE OLYMPIA-STADION

Nach dem Vortrage von Arch. Reg.-Baumstr. a. D. Werner March im Architekten- und Ingenieur-Verein Berlin

Im Jahre 1936 sollen bekanntlich die Olympischen Spiele in Berlin stattfinden. Seit dem Olympia-Jahr 1928 wird an den Plänen gearbeitet. Die Planung hat aber kürzlich eine wesentlich erweiterte Gestalt erhalten, nachdem Reichskanzler Hitler sich dahin ausgesprochen hat, daß die gesamte Anlage in großzügigster Weise zu einem einzigartigen Festgelände und Sportzentrum unter gleichzeitigem Ausbau der Reichshochschule für Leibesübungen ausgebaut werden soll. Diese Pläne, die natürlich noch nicht in allen Einzelheiten festliegen, wurden von den mit der Gestaltung betrauten Architekten in großen Zügen entwickelt, außerdem wurde im einzelnen eingegangen auf die Pläne für das Olympia-Stadion selbst und den Ausbau des angrenzenden Sportforums, wie sie im wesentlichen auch für die Gesamtanlage beibehalten bzw. weiter entwickelt werden. Wir fügen einen Lageplan bei, der die Lage des jetzigen Stadions, das auch den Kern der neuen Anlage bilden wird, diejenige des Sportforums und des Geländes der Rennbahn erkennen läßt, das jetzt in den Gesamtplan einbezogen werden kann.



Jetzige Lage und Verkehrsverhältnisse

Von dem Gesamtplan sei nur erwähnt, daß in architektonischer Verbindung damit ein großartiges Aufmarschgelände innerhalb der gegenwärtigen Rennbahn geschaffen werden soll, daß als Ersatz für die aus dem Stadion selbst herauszunehmende Radrennbahn möglichst eine Neuanlage errichtet werden und daß noch ein Tennis-Stadion einbezogen werden soll. Außerdem soll nach der Anregung von Reichsminister Dr. Goebbels eine große Freilichttribüne für 50 000 Zuschauer in der Talsenkung nordwestlich des Stadiongeländes geschaffen werden und damit die Anlage auch ein geistiges Zentrum erhalten. Damit würde Berlin in landschaftlich schöner Lage und in günstigster Verkehrsbeziehung durch die dicht vorbeilaufende Heerstraße, die schon vorhandenen bzw. noch auszubauenden Anlagen der Reichsbahn, der Untergrundbahn, der Straßenbahn und durch Verbesserung der Straßenzugänge eine Anlage größten Stils erhalten.

Zunächst war für das Stadion die Frage des Fassungsvermögens zu erörtern. Vergleichszahlen sind:

Buenos Aires, Glasgow,	Turin	70 000	
Philadelphia	150 000	Wien	60 000
Chicago		Nürnberg	56 000
und London-Wembley	125 000	Breslau	50 000
Los Angeles	105 000	Köln	40 000
Altes Stadion Berlin			35 000

Letzteres hat aber bei Massenbesuch bis 50 000 Besucher aufgenommen. Für sportliche Veranstaltungen außerhalb der Olympischen Spiele ist kaum mit einem höheren Besuch als 60 000 zu rechnen. Mit Rücksicht auf die großen politischen Kundgebungen, zu denen der geschlossene Raum des Stadions mehr und mehr benutzt worden ist, erscheint aber eine Vermehrung der ständigen Plätze auf etwa 100 000 auch wirtschaftlich gerechtfertigt. Diese Zahl würde auch bei den Olympischen Spielen kaum überschritten werden. Sie ist daher dem Plan zugrunde gelegt. Einem solchen Besuch haben die Verkehrsanlagen zu entsprechen. Die Reichsbahn kann jetzt schon 40 000 Menschen in der Stunde befördern, die Untergrundbahn 20 000. Der Rest entfällt auf die elektrische Straßenbahn und auf den Autobusverkehr. Letzterer wird durch die Verlängerung der Schwarzburg-Allee und den zu schaffenden neuen Hauptzugang von Osten her heranzuführen sein. Außerdem ist mit etwa 6000 Automobilen zu rechnen, die etwa 20 000 Besucher herbeiführen können. Der bisherige Südeingang wird in Zukunft vorwiegend für das Aufmarschgebiet von Bedeutung sein, der neue Osteingang die Besuchermassen dagegen von der Schmalseite ebenerdig unter Vermeidung von Treppen in das Stadion hineinführen, wobei an diesem Zugang gleichzeitig der Billetverkauf und die Kontrolle stattfinden. Hinter den Zugängen ist ein geräumiger Vorplatz vorgesehen. Auch für die Entleerung bietet diese Anlage gegenüber dem jetzt in der Mitte angeordneten Tunnel wesentliche Vorteile.

Das infolge der eingelegten Radrennbahn für Leichtathletik usw. zu große alte Stadion wird im Innern verkleinert und vertieft, so daß weitere Sitzreihen gewonnen werden. Außerdem wird das jetzt an der nördlichen Seite liegende Schwimmbecken, das an sich einen besonderen Reiz des Berliner Stadions bildet, in die große Hauptachse an die Ostseite verlegt. Dort ist es dem übrigen Betriebe weniger hinderlich und läßt sich mit dem dahinterliegenden Restaurationsgebäude architektonisch wirkungsvoll ausgestalten. Es können dann an der Nordseite des Stadions die Sitzreihen durchgeführt werden, während der Platz des alten Schwimmbeckens dahinter zu einem geräumigen Sportlerhof mit Kabinen für die Ländermannschaften usw. ausgebaut werden soll.

Bezüglich des weiteren Ausbaues des Sportforums, in dem die große Turnhalle bereits fertiggestellt ist, sei erwähnt, daß symmetrisch zu dieser und der großen Hauptachse ein ebenso gestalteter Bau mit Schwimmhalle errichtet werden soll mit großen Massengarderoben und einer Reihe, dem Betrieb des Sportforums dienender Räume. Der zwischen diesen beiden Bauten liegende Platz wird östlich abgeschlossen vom Haus des deutschen Sports, das die gesamten Verwaltungsräume des Reichsführer-rings der Sportverbände sowie der Hochschule selbst aufnimmt. Im Zentrum soll dieses Gebäude eine überdeckte große Vorführungshalle für turnerische, gymnastische, tänzerische und auch musische bzw. musikalische Vorführungen erhalten. Nach dem Platz zu wird eine große Wandelhalle vorgelagert. Auch soll sich ein Unterkunftshaus für 200 Studenten der Reichshochschule usw. mit Wirtschaftsbetrieb anschließen. Das Ganze stellt eine großzügige Anlage dar, wie sie heute einem deutschen Architekten so leicht nicht wieder geboten werden kann.

Beispiele neuzeitlicher ev. Kirchen und ihrer Ausstattung



Ev. Kirche mit Pfarrhaus in Wohltorf bei Hamburg
Aufnahme Hans Brack, Hamburg-Eppendorf

Arch. Bensel u. Kamps, Hamburg



Ev. Kirche in Prien am Chiemsee, Ob.-Bayern

Arch. Geheimerat Prof. D. German Bestelmeyer, München



Ev. Kirche in Fellbach bei Stuttgart
Arch. Prof. Wilhelm Jost, Dresden



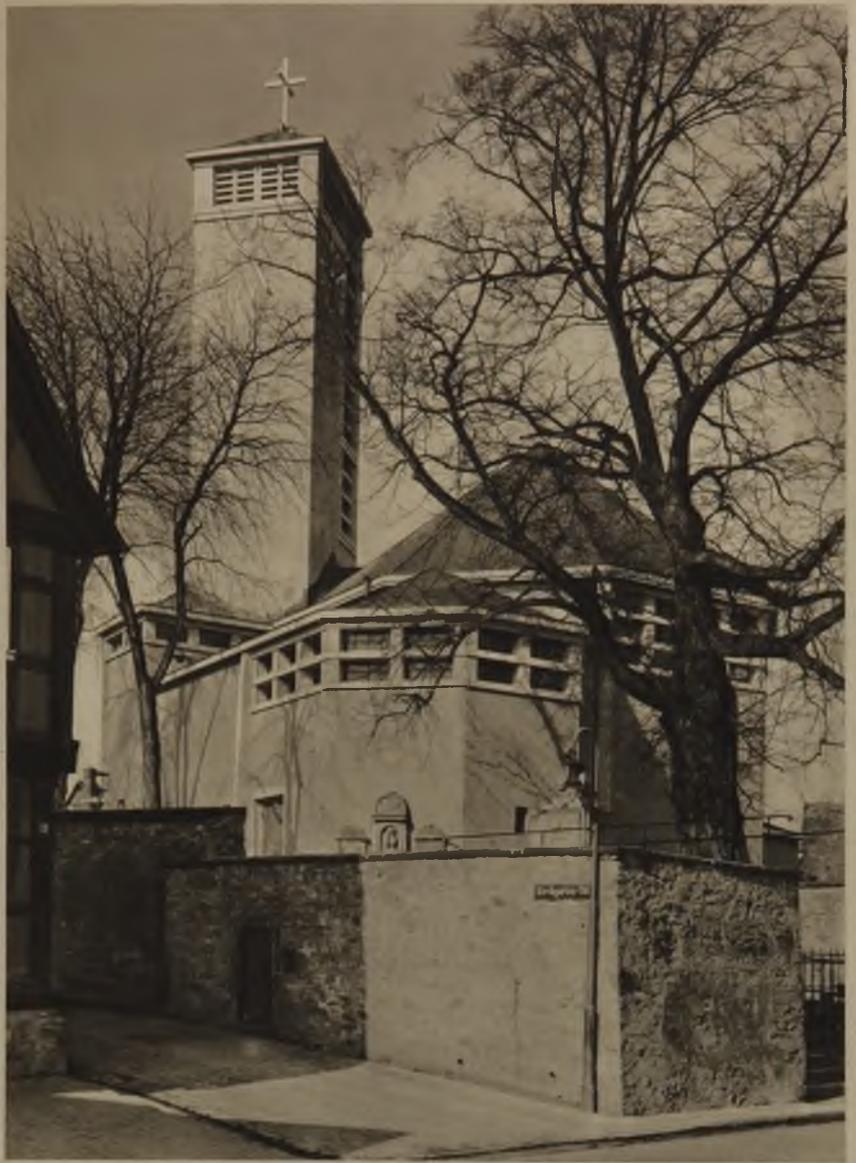
Ev. Kirche in Hedelfingen bei Stuttgart
Arch. Volkart u. Trüdinger, Stuttgart



Ev. Kirche (Melancthonkirche) Köln-Zollstock
Arch. Theod. Merrill, Köln
Aufnahme Löhr, Köln



Ev. Kirche (Gustav-Adolf-Kirche) Niederursel-
Frankfurt a. M.
Arch. Prof. Martin Elsaesser, Frankfurt a. M.



Aufnahme H. Collischonn, Frankfurt a. M.



Friedhofskapelle in Netzhkau, Vogtland
Arch. Alfred Roth



Ev. Kirche (Matthäikirche) in Düsseldorf
 Arch. Prof. Karl Wach u. Baurat Roskotten,
 Düsseldorf
 Aufnahme Rich. Ziegler, Düsseldorf

Blick auf Chor und Teil der südl. Langseite
 Chor teil mit Kanzelwand und Taufbecken
 Blick zum Altar, schräg zur Kanzelwand





Ev. Rundkirche in Essen-Altstadt-Ost. Teilansicht des Äußeren
Arch. Prof. D. Otto Bartning, Berlin. Aufnahmen Renger-Foto DWB, Essen



Inneres von der Empore aus



Siedlungskirche in Wilhelmshof b. Brandenburg a. d. Havel
Arch. Prof. D. Otto Bartning, Berlin. Aufnahme Ernst Scheel DWB, Hamburg



Ev. Rundkirche Essen-Altstadt-Ost. Blick gegen Altar und Kanzel
Arch. Prof. D. O. Bartning. Aufnahme Renger-Foto DWB, Essen



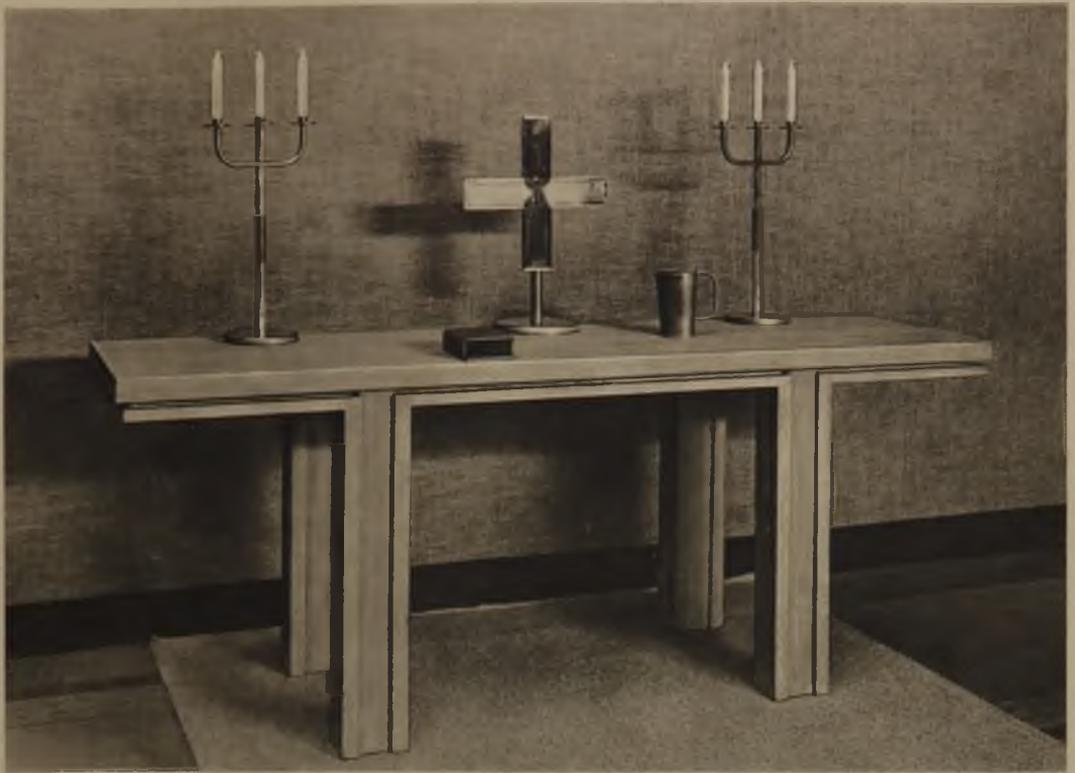
Friedhofskapelle in Rahnsdorf b. Berlin. Blick gegen den Altar
Arch. Prof. Winfried Wendland, Berlin



Kanzel. Kirche Stuttgart-Hedelfingen. Pilschpine Natur und Eiche
dunkel gebeizt (Vor Anbringung des Stoffbehanges)
Arch. Volkart u. Trüdinger, Stuttgart



Taufstein mit fließendem Wasser. Kapelle Elvise bei Hamburg
Arch. Gerhard Langmaack, Hamburg
Aufnahme Otto Rheinländer, Hamburg



Altartisch in Holz mit Kultgerät
 Entwurf: Prof. Zschiesche, W. Flemming, Kunstgewerbeakademie, Dresden

Aufnahme Stöcker, Berlin-Friedenau



Altarkreuz, Holz und Messing vernickelt. Leuchter, Messing vernickelt.
 Werkstätten des Rauhen Hauses (B. Hopp, Hamburg). Aufnahmen E. Scheel DWB, Hamburg



Altarleuchter, Messing vernickelt



Mosaik in Farbsteinen. Ev. Kirche in Neustadt a. d. Haardt
Entwurf: Aug. Babberger, Karlsruhe



Wandbehang in der Kunstdienst- und Wanderausstellung „Kult und Form“. Handweberei Hohenhagen, Bremen. Aufnahme E. Scheel DWB, Hamburg



Glasmalerei (Glas und Schwarzlot). Fenster im Gemeindehaus Kl.-Machnow bei Berlin
Entwurf: Arch. Prof. Winfried Wendland, Berlin